

Deutsche Buchhandelsblätter.

Illustrierte Monatsschrift
für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel,
das Buchgewerbe und die graphischen Künste.

Redaktion: WALTER HEICHEN.

VIERTER JAHRGANG
1903-1904.



Ohlenroth'sche Buchdruckerei, Verlags-Abteilung, Erfurt.

Deutsche Buchhandels- Blätter

4. Jahrgang
1904

Heft 7


Ohlenroth'sche Buchdruckerei, Verlags-Abteilung, Erfurt.

Sämtliches Material von der Schriftgiesserei Benjamin Krebs Nachf., Frankfurt a. M.
Umschlag-Karton von der Gust. Schaeuffelen'schen Papierfabrik, Heilbronn a. N.
xxxxxxx Umschlagfarben von Käst & Ehinger, G. m. b. H., Stuttgart. xxxxxxxx

Bürger und Schiller im Lichte Dührings.



Als 1893 der positivistische Philosoph, der Universalist Eugen Dühring seine „Größen der modernen Literatur“ herausgab, verfolgte er gemäß seiner Persönlichkeit einen originalen Zweck. Er wollte Scheingrößen stürzen und echten, aber unterschätzten zu ihrem Recht verhelfen. Es ist das keine leichte Sache, da sich kristallisierte Urteile oder Vorurteile nicht so rasch in eine andre Form gießen lassen. So ist es denn auch Dühring keineswegs gelungen, einen Mann wie Goethe im Urteil der Neuzeit herabzusetzen. Glücklicher war er in Sachen Gottfried Aug. Bürgers. Er spricht ihm den Ruhmestitel des größten deutschen Liebeslyrikers zu im Sinne einer künftigen Wirklichkeitskunst. Was die Liebe in Bürgers Leben für eine ausschließliche Rolle spielte, ist bekannt. Daher geben wir Dühring Recht, wenn er sagt: „In das Wesen der wirklichen Liebe ist er so tief eingedrungen, wie vor und neben ihm wohl noch niemand, und er betrachtete sie nicht als etwas Vereinzelt, sondern im Lichte des Zusammenhangs der Dinge.“ (p. 204 und 205.)

Für Bürgers Durchdringen war die Schätzung der Klassik von Nachteil. Dühring sagt mit Recht: „Die tonangebenden Klassen sind wahrlich nichts Gleichgültiges in der Rufmachung und vor allen Dingen wird der, welcher ihrer Art und Weise huldigt, also ihr Übles wie ihr Gutes schön macht, auf ihren Beifall und ihre Propaganda zählen können.“ (ibid.) Das Gegenteil davon war Bürger, der eigentlich Goethe noch heterogener war als Schiller. „Obwohl es nun mit der Stellung Schillers nicht ganz dieselbe Bewandnis hat, wie mit derjenigen Goethes, so hat er sich doch schließlich auch weimarisiert. Hierzu kam die bei ihm wachsende Ideologie und auch schon von vornherein vorhanden gewesene Entfremdung von der Wirklichkeit und in manchen Beziehungen auch von der sittlichen Wahrhaftigkeit“ (p. 206). So ist es „nur der packenden Naturgewalt“ von Bürgers Dichten zuzuschreiben, „daß er überhaupt bei Lebzeiten und sogar unmittelbar zu einem bedeutenden Ruf gelangen konnte.“ (ibid.) Auf Bürgers vielgepriesene Balladen legt Dühring begreiflicherweise keinen großen Wert: die Ballade ist ein Pfropfreis in der modernen Lyrik. Trotzdem ist die „Lenore“ mit die beste von allen. Dagegen sagt Dühring: „im Bereich der Liebe hat er nicht bloß gefühlt, sondern zu denken wenigstens versucht, und dies hat seiner Lyrik außer der ihm eigentümlichen Tonart etwas Auszeichnendes beigegeben“ (p. 207). Aber bei aller „Kreatürlichkeit“ und Ehrlichkeit ist Bürgers Lyrik auch volkstümlich in hohem Grade. Allerdings „um sich hier nicht

zu beirren, muß man das, was am Volksgemäßen etwas Gutes sein soll und sein kann, von dem Mißliebigen unterscheiden“ (p. 211). „Auch Bürger“, heißt es p. 212, „wäre nicht der große Mann, der er ist, wenn er nicht, trotz vorwiegendem Volkston, an dem edel Überragenden teil hätte. Seine Bedeutung besteht eben darin, daß er es verstanden hat, in die natürlichen und populären Wirklichkeitswendungen soviel Überlegenes, Gewähltes und Hervorragendes von edler Haltung einzuschließen“.

Am tiefsten dringt man in Bürgers Welt ein, wenn man die Mollylieder liest, die sein ureigenstes Inneres unverhüllt widerspiegeln. Sehr richtig sagt Dühring p. 219: „Wäre die Liebe zwischen Bürger und Molly ohne irgend welche Verwicklung mit andern Verhältnissen entstanden und hätte regelrecht sofort zu einer Ehe geführt, so hätte diese Ehe immerhin eine gute werden mögen; aber das Ideale daran, das überschwänglich Hohe wäre gar bald zurückgetreten“. So hat Bürger unbekümmert um die Satzungen der Welt sich selbst gelebt, aber er mußte dafür büßen. Im Leben und in der Kunst. Auch Dühring kann nicht umhin (p. 238) zu sagen: „Legt man den strengsten Maßstab an, so zeigen sich bei genauen Messungen aller Umstände und Verhältnisse, wie auch schon in unserer obigen Gesamtdarstellung Bürgers sichtbar geworden, allerdings Abweichungen vom Mustergültigen und sogar Mängel.“ Aber er hatte dafür hohe Vorzüge, zu denen Dühring seinen „Freiheitssinn, seine Ehrlichkeit, Offenheit und Treue, sein natürliches unverkünsteltes Wesen, seine Erfassung einer edlen, gerechtgesinnten Art von Liebe, ja schließlich grade jene Art von Energie, mit der er dieser Liebe freie Wege erzwang“, rechnet. Wie stark der Gegensatz zwischen ihm und dem sich unablässig zur „reinsten Geistesreife“ hinauf-läuternden Schiller! Schillern war dieser ungebundene Mann, der oft gerade in der Verletzung des „schönen Tons“ seine Eigenart suchte, im höchsten Grade unsympathisch. Aber er hatte nie und nimmer das Recht, noch dazu anonym, den Dichter der „Lenore“ derart abzukanzeln, wie ers 1791 in der „Jenaischen Allg. Literatur-Zeitung“ tat. Interessant ist es, was Wurzbach, Bürgers liebevoller Biograph, darüber schreibt: „Interessant ist die Rezension trotz ihrer Gehässigkeit, die durch einiges Lob am Schlusse nicht aufgewogen wird, weil in ihr die Verschiedenheit der Auffassungen zweier bedeutender Genies von der Poesie und ihren Aufgaben klar zu Tage treten. Während Bürgers Muse an den urwüchsigen Produkten der Volksdichtung herangereift war, hatte sich Schillers abgeklärtes Talent an den Klassikern gebildet . . . wollte Bürger, daß seine Gedichte *wahr* seien, so hatte es Schiller besonders auf die *Schönheit*

abgesehen.“ Nur lag das Unrecht Schillers darin, daß er jenem oktroyieren wollte, was er doch nicht annehmen konnte. Versucht hats Bürger auf Grund von Schillers Rezension, einige Gedichte zu „stillisieren“, und hat sie bei der Gelegenheit arg verstümpert. Der Unwille darüber fand in Bürgers satirischem Gedicht „Der Vogel Urselbst“, der deshalb zu nichts kommt, weil er immer nach fremden Meinungen hört, ebenso wie sein Sarkasmus gegen Schiller und Goethe Ausdruck.

Wurzbach sagt weiter (p. 331 und 332f.): „Schiller geht in seiner Besprechung der Bürgerschen Gedichte von dem Zwecke der Dichtkunst, der Veredlung der Menschen, aus; er behauptet, daß sie diesen nicht erfüllen könne, wenn sie nicht aus reifen und gebildeten Händen hervorgehe. Begeisterung sei nicht genug; man fordre die Begeisterung eines gebildeten

Geistes.

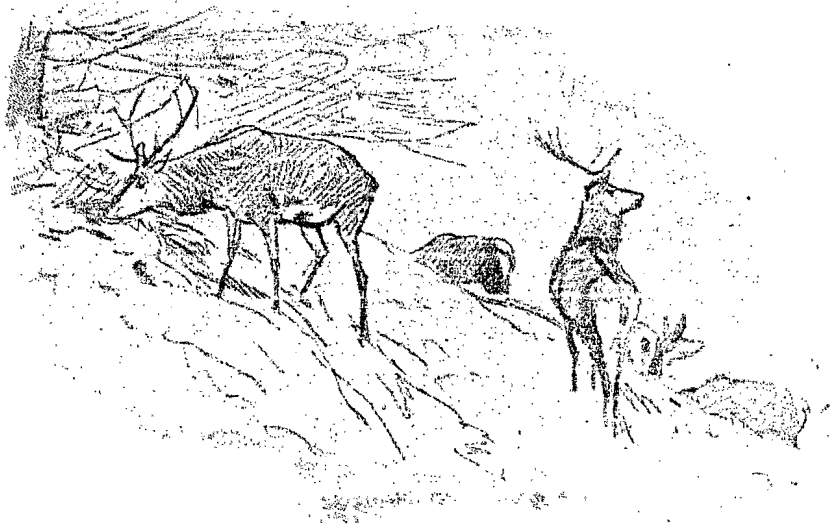
Alles, was der Dichter uns geben könne, sei seine Individualität. Diese müsse also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Kein noch so großes Talent könne dem einzelnen Kunst-

werk verleihen, was dem *Schöpfer* gebreche. Schiller wendet sich sodann gegen Bürgers Auffassung von Popularität; er gibt zu, daß diese das Siegel der Vollkommenheit eines Gedichts sei, verlangt jedoch, daß der Popularität zu Liebe nichts von der höheren Schönheit aufgeopfert werde, daß der Dichter nicht etwa, um dem großen Haufen zu gefallen, den Geschmack der Kenner bisweilen unberücksichtigt lasse — ein Vorwurf, von welchem er Bürger nicht in allen Gedichten freisprechen könne. Mangle doch so vielen derselben jener milde, sich immer gleiche, helle, männliche Geist, der, eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edlen und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteige, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verleugne . . . Er wisse unter allen Bürgerschen Gedichten keines zu nennen, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkaufte Genuß gewährt hätte, sei es, daß er die Übereinstimmung des Bildes mit dem Ge-

danken vermisste, oder daß er die beleidigte Würde des Inhalts, oder eine zu geistlose Einkleidung oder auch nur ein unedles, die Schönheit der Gedanken entstellendes Bild, einen ins Platte fallenden Ausdruck, einen unnützen Wörterprunk, einen unechten Reim oder einen harten Vers (was oft die harmonische Wirkung des Ganzen störe) tadeln müsse . . .“ (p. 333).

„Ferner — und dies ist sein hauptsächlichster Einwand — vermißt Schiller bei Bürger die Idealisierung, Veredlung, ohne welche der Dichter aufhöre, seinen Namen zu verdienen. Bürgers Muse scheint ihm einen zu sinnlichen, oft gemeinsinnlichen Charakter zu tragen. Liebe sei ihm selten etwas anderes, als Genuß oder sinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend und Gesundheit, Glückseligkeit nur Wohlleben . . .“

Schiller erläutert sodann seine Behauptungen durch Anführung von Beispielen aus verschiedenen Bürgerschen Gedichten. Er wählt dieselben vornehmlich aus der Elegie: „Als Molly sich losreißen wollte“, die er als eines der „mattesten Produkte“



Hochwild im Harz. Nach einer Bleistiftskizze von Chr. Kröner. Aus „Wandern und Reisen“, illustrierte Zeitschrift für Touristik. Düsseldorf, L. Schwann.

Bürgers bezeichnet. Nur die vier letzten Strophen seien von ungemeiner Schönheit. „Das Blürchen Wunderhold“ nennt er eine Tändelei; hinsichtlich des „Hohen Liedes“ — und dies ist bezeichnend für seine Kunstanschauung — stimmt Schiller in einen großen Teil des Lobes, das diesem Werk schon gespendet worden war, ein; „doch verliere sich die Begeisterung darin oft in die Grenzen des Wahnsinns, das Feuer des Dichters werde oft zur Furie . . .“ Am Schlusse läßt der Ingrim des Rezensenten etwas nach. „Es ließe sich von den Gedichten auch unendlich viel schönes sagen, und wenn einer von unseren Dichtern es wert sei, sich selbst zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leisten, so sei es Bürger. Diese Fülle poetischer Malerei, diese glühende, energische Herzenssprache, dieser bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poesiestrom, der seine Produkte so hervorragend unterscheidet, endlich dieses biedere Herz, das, man möchte sagen, aus jeder Zeile spricht, seien es wert, sich

mit immer gleicher ästhetischer und sittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und stiller Größe zu gatten und so die höchste Krone der Klassizität zu erringen“ (p. 334 und 335).

Bürger war durch diese boshafte, in eine Umrahmung von Lob gebrachte Abfertigung tief getroffen. Er machte gegen den Anonymus eine würdige Entgegnung, in der er ihn bei seiner Schriftstellernoblesse bat, die Anonymität zu lüften, aber Schiller tat dies auch in seiner Replik nicht. Weder Bürgers Humor, noch sein Gemüt wurden von Schiller verstanden, dagegen suchte er sich gleich von vornherein den Sieg zu vindizieren, indem er sich als den Richter im Auftrag der Wahrheit dem auf Abwege geratenen Bürger gegenüberstellte. Ja noch mehr, er suchte ihn zum Schein zu bekehren, wohl wissend, daß das Bürger unmöglich war nach seiner realistischen Veranlagung. Aber Schillers Urteil hat seinen Richter auch gefunden in Eugen Dühring. Er sagt (p. 221): „Der hinterhältige Angriff Schillers machte ihm in seinen letzten Lebensjahren mehr

zu schaffen als er wirklich wert war. Doch von dieser mißgünstigen Rezension ist bei deren Urheber selbst zu handeln. Was Bürger betrifft, so hat er sich glänzend gerächt und sich zugleich ein allgemeines Verdienst um die Aufklärung der Welt erworben, indem er dem Schillerschen Prosaneidstückchen ein Gedicht von überlegener Komik, den „Vogel Urselbst“ entgegensetzte. Etwas Besseres zur Kritik Schillers, als diese Verteidigung des eignen Bürgerschen Genius, ist bisher nicht geleistet worden.“ Trotzdem sollten wir heute soweit sein, das Ganze objektiv zu betrachten, und es hieße Schiller Unrecht tun, wollte man die vielen sehr berechtigten Ausstellungen, die er an Bürgers Gedichten machte, als ausschließliche Äußerung purer Bosheit hinstellen. Beide waren grundverschieden, und so wenig Schillers häßliche Kritik Bürger den Ruhm eines wahrhaft großen Lyrikers streitig machen konnte, so wenig ist Bürger als Gesamterscheinung zu der Höhe emporgestiegen, die Schiller durch seine mächtige Selbstzucht für alle Zeit errungen hat.

Paul Friedrich.

